

Nr. 139. Bromberg, den 22. Juni 1937

Lilians indisches Abenteuer

Roman von Katrin Holland.

(15. Fortsetzung.) ——

Blunt sah ihn kurz und scharf an. Sollte er sich doch getäuscht haben, sollte dieser junge Mensch vor ihm ein Schwindler sein, der sein Spiel verlorengegeben hatte und sich auf diese Weise aus der Affäre ziehen und die Polizei auf eine falsche Fährte locken wollte? Sollte vielleicht hier des Rätsels Lösung liegen und es gerade der unverdächtige junge Geschäftsmann sein, der seine Freundschaft zu Hubert Baker benutzt hatte, um den jungen Offizier zu einer ehrenrührigen Tat zu verleiten? Nun, dann spielte er ein gefährliches Spiel, wenn er glaubte, den alten Blunt hereinlegen zu können.

Vorerst jedoch tat er, was alle Polizeibeamten der Welt tun, wenn sie Verdacht ohne Beweise haben. Er stellte sich, als glaubte er die ganze phantastische Geschichte aufs Wort. Und bei Gott, die Geschichte war phantastisch genug. Der englische Zoll sollte Waffenladungen passieren lassen, ohne ihren gefährlichen Inhalt gemerkt zu haben? Unmöglich! Er erhob sich, um ein Gespräch nach Bombay anzumelden, aber zu gleicher Zeit sprang Lambertz so heftig auf, daß er fast seinen Stuhl umgestoßen hätte.

„Sir, ich bitte Sie! Sie fragten vorher, warum ich nicht den einfachsten Weg eingeschlagen und mich direkt an den Chef der Polizei in Bombay gewandt hätte . . . weil ich, wie ich Ihnen bereits antwortete, mehr Vertrauen zu Ihnen als ehemaligem Vorgesetzten Bakers, als zu einem wildfremden Beamten habe, der in sofortigen Nachforschungen seine Pflicht sieht. Ich bitte Sie, setzten Sie sich noch nicht mit Bombay in Verbindung. Sie müssen mir glauben, Oberst Blunt. Sie müssen mich anhören, bevor Sie zu einem Entschluß kommen."

Der Ton seiner Worte klang so echt, so überzeugend, seine Gesten, etwas zu heftig und lebhaft, waren so von geheimer Leidenschaft erfüllt, daß Blunt beschloß, sein Vorhaben aufzuschieben.

„Aber mein lieber Mr. Lambertz", sagte er, sich niedersetzend und seinem sonderbaren Besucher eine Zigarette anbietend. „Sie müssen verstehen, daß wir unter allen Umständen verhindern müssen, daß diese Waffenlieferung ihr unbekanntes Ziel erreicht."

„Selbstverständlich", sagte Lambertz, „aber glauben Sie im Ernst, ich habe sie durchgehen lassen, nur um ihre Beschlagnahme zu verhindern? Wenn Sie meinen Worten Glauben schenken, Sir, dann dürfen Sie gewiß sein, daß diese Ladung von einem meiner vertrauenswürdigsten Leute überwacht wird, so daß wir sie nicht aus den Augen verlieren."

Blunt mußte lächeln. Er sagte humorvoll: „Sie machen uns Konkurrenz." Plötzlich war er bereit, diesem blonden, romantischen und leidenschaftlichen jungen Hünen zu glauben.

Ermutigt fuhr Lambertz fort: „Was wäre damit gewonnen, wenn die englische Polizei die Kisten beschlagnahmte? Sie wäre im Besitz der Waffen und eventuell der Namen einiger unbedeutender Mittelsmänner, aber nur jener Kleinen, während die Großen, die Drahtzieher, gewarnt und nicht aufgespürt würden. Ich wünschte, man könnte heimlich und stillschweigend diese Spur aufnehmen und verfolgen und ich glaube, Ihnen versprechen zu können, den Mann hinter den Kulissen zu finden, der auch an Bakers Tode nicht unschuldig sein dürfte."

Er begann schnell von den Ereignissen zu erzählen, die sich vor seiner Abreise aus Europa in London und in Marseille abgespielt hatten.

„Sie sehen", sagte er, „man hat mich unfreiwillig in diese Dinge verstrickt . . . jetzt bin ich bereit, unter Einsatz meines Lebens, den Knoten zu lösen."

„Kommen Sie morgen abend mit Lawson, der gegen sechs Uhr zurück sein dürfte, zu mir", versetzte Blunt kurz und stand auf. Lambertz verstand, daß er ihn nicht unfreundlich verabschiedete und an seinem Gedankengang Interesse hatte.

In dieser Nacht konnte er wenig schlafen. Unruhig warf er sich in seinem Bett hin und her. Wenn sich dieser Polizeimann nun nur an die wirklichen Dinge hielt und Phantasie und Kombinationsgabe nicht gelten ließ? Dann war alles verloren. Denn würde sich zum zweiten Male eine solche Chance bieten? — —

Auch Oberst Blunt schlief nicht in dieser Nacht. Er saß an seinem Schreibtisch, einen Haufen engbeschriebener Seiten vor sich. Akt auf Akt legte er beiseite, Liste auf Liste wurde verglichen, und schließlich, als schon der Morgen graute, sah sein Ergebnis so aus: Baker war in Verdacht geraten, einen in chiffrierter persischer Sprache abgefaßten Brief mit wertvollen und belastenden Mitteilungen vor der Entzifferung gegen einen großen Betrag verkauft zu haben. Und zwar hatte er sich dazu Lawsons Vertrauen zunutze gemacht. Dieser Brief enthielt Namen der Bande, die sich unter anderem mit Waffenschmuggel an aufrührerische Stämme in den Grenzbezirken befaßte. Außerdem war eine Liste verschwunden, und das war vielleicht das schlimmste, die die Namen jener Agenten enthielt, die von der Polizei auf die Fersen der Verbrecher gehetzt worden waren. Monatelange Arbeit, Ermittlungen und Erkundungen wurden damit zunichte gemacht. Als Baker sich verantworten sollte, wurde er tot aufgefunden. Einwandfrei wurde Selbstmord festgestellt. Ungefähr zu gleicher Zeit kam von Scotland Yard die Nachricht, daß auf der Besitzung Bakers in England eingebrochen worden sei. Die Diebe waren nicht aufzuspüren gewesen und allem Anschein nach hatte man nach gewissen Papieren Umschau gehalten, die sich in Bakers Schreibtisch hätten befinden können. Dokumente, die mit den Vorgängen in Indien in Verbindung standen. Man hatte nichts gefunden. Und wieder, zur selben Zeit — und das war neu für Oberst Blunt — wurden alle Anstalten getroffen, Lambertz in Europa zurückzuhalten, ein fingiertes Telephongespräch, ein gefälschtes Telegramm. Schlafmittel. Wie man seit gestern wußte, anscheinend mit dem Zweck, seinen Namen und seine Abwesenheit zu benutzen, um die Waffen in der Traktorenlieferung durchzuschmuggeln. Aber nicht nur Lambertz hatte man verhindern wollen, zu einem festgesetzten Termin an seine Arbeitsstätte zurückzukehren. Auch Hubert Bakers Schwester Lilian waren alle erdenklichen Schwierigkeiten gemacht worden, um ihre Abfahrt zu vereiteln, wie Lambertz

sagte. Scheinbar um Eric Arnstruthers, ihren Verlobten, der in diesem Augenblick mit einem Eingeborenenregiment an die Grenze marschierte, zu einem Urlaub zu zwingen. Aber auch ihn, Blunt und Lawson hatte man treffen wollen, indem man einen seiner Untergebenen eines tödlichen Makels zeihen konnte.

Das war der Sachverhalt.

Blunt mußte zugeben, daß Lambertz' Theorie von einem geheimen Zusammenhang de r beiden Ereignisse nicht so phantastisch war, wie es im ersten Augenblick geklungen hatte. Und man konnte vielleicht zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Ihm und der Englischen Regierung lag in allererster Linie daran, die ständigen Unruheherde an den Grenzen zu bekämpfen und herauszufinden, wem es gelang sich immer wieder unter den Augen der Polizei mit den unabhängigen Stämmen in Verbindung zu setzen und sie mit Munition und Waffen zu versehen. Erst in zweiter Linie durfte die Angelegenheit Baker kommen, dessen Selbstmord einen Schatten auf die gesamte Polizei warf. Für Lambertz hingegen war alles andere, Waffenschmuggel wie Verbrechertum, völlig gleichgültig, ihm war es nur darum zu tun, die Unschuld seines Freundes zu beweisen.

Ja, so lagen die Dinge. Sinnend starrte der alte Oberst Blunt vor sich hin. Nein, der Junge war kein Betrüger, kein Schwindler; den trieb ein tollkühner Mut, seine Rolle in einem Spiel zu übernehmen, das er nicht einmal genau kannte.

Dennoch meldete Blunt am Morgen ein Telephongespräch nach Bombay an, um noch einmal nähere Auskünfte über Lambertz einzuziehen. Sie lauteten mehr als befriedigend. Einen Augenblick war er in Versuchung, die geheimnisvolle Sendung zu erwähnen, unterließ es dann aber und beschränkte sich darauf, ein paar wichtige Ratschläge, was die Zollbeamten eines gewissen Lagers betraf, zu erteilen. Er wußte, was er wissen wollte.

Lambertz war unschuldig. — —

Die diesem Tage folgende Nacht brachte das entscheidende Gespräch. Als Lawson und Lambertz sich zu verabredeter Stunde bei Blunt einfanden, hatte Martin den neugewonnenen Freund bereits über alles Vorgefallene unterrichtet.

„Hier ist meine Chance, Sir", sagte Lawson ehrerbietig, aber bestimmt zu Blunt, „und ich fordere sie von Ihnen, um den Verdacht, der auch auf meine Person gefallen ist, abzuwaschen. Überlassen Sie mir und Mr. Lambertz die Angelegenheit."

Blunt trommelte nervös mit seinen kräftigen Fingern auf der Platte des Tisches.

„Unmöglich, Lawson. Unmöglich. Sie können als Offizier nicht derlei Dinge tun. Dazu sind die eingeborenen Agenten und Spitzel da."

„Und was", warf Lambertz ein, wenn uns unser Glaube an Baker doch getäuscht haben sollte? Dann bekommt ein Eingeborener heraus, daß Baker tatsächlich schuldig war. Hübsches Renomee für die Polizei in Peshawar. Bis jetzt haben Sie die Sache geheimgehalten und sich mit der Tatsache des Todes begnügt, aber die Möglichkeit einer Ermordung zugegeben, wollen Sie jetzt Positives von Ungeeigneten feststellen lassen?"

Lawson warf einen warnenden Blick zu ihm hinüber, aber Lambertz sprach, wie ihm der Schnabel gewachsen war, laut, lebhaft und frei.

Blunt nickte vor sich hin. Der junge Deutsche hatte recht, allzu recht. Und doch widerstrebte es ihm in tiefster Seele, das Leben dieser beiden bei einer Angelegenheit aufs Spiel zu setzen, die man lieber und sicherer hätte auf sich beruhen lassen sollen.

„Alles andere", sagte nun Lawson plötzlich, „ist uninteressant. Wir wissen längst, an wen die Waffen geliefert werden, wir wissen nur nicht von wem, und hier ist unsere Gelegenheit. Wir versprechen, uns nicht unnötig in Lebensgefahr zu begeben, sondern bitten Sie, wenn möglich, Major Arnstruthers uns beizuordnen. Das heißt, durchzusetzen, daß er von seinem augenblicklichen Posten abberufen wird und sich Ihnen zur Verfügung hält. Kann sein, daß wir ihn brauchen — und er gehört zu uns."

„Sonst noch etwas?" fragte Blunt launig.

Lawson streckte sich. „Jawohl, Sir. Volle Freiheit in allem, was unser Tun betrifft."

„Dürfte ich bitten, bei besonders wichtigen Fällen mich doch vorher zu benachrichtigen?"

Alle drei lachten herzlich, wurden aber bald darauf wieder ernst.

„Lieber Lambertz", sagte Blunt freundlich und klopfte ihm dabei wohlwollend auf die Schulter, „über eins müssen Sie sich klar sein. Geschieht Ihnen etwas, kann ich Sie nicht decken. Sie stehen allein, tausend geheimen Gefahren ausgesetzt. Sie wissen, daß Sie einen unbarmherzigen Gegner haben werden. Das einzige, was ich für Sie tun kann", — er griff in die Schublade seines Schreibtisches, — „ist, daß ich Ihnen dies kleine Amulett gebe. Es wird Sie bei den Behörden anderer Distrikte ausweisen, und Ihnen helfen, bureaukratische Schwierigkeiten zu umgehen. Wenn Sie in Not sind, wird jeder britische Beamte Sie unterstützen. Aber Sie sind, mein guter Junge, dabei, Ihren Kopf zu wagen." Dann wandte er sich Lawson zu: „Auch Sie, Lawson. Ich kann Ihnen nur Glück wünschen und Ihnen den Rat geben, lassen Sie zuerst Mr. Lambertz allein ausziehen. Ihre Gesellschaft dürfte nur Mißtrauen hervorrufen. Im gegebenen Augenblick werden Sie zur Stelle sein." Er schüttelte Lambertz herzlich die Hand. „Leben Sie wohl und Glück auf den Weg. Vielleicht beneide ich Sie, daß Sie Ideale verteidigen dürfen, während ich mich nur an Tatsachen halten kann."

*

„Mr. Lambertz bitte."

„Nicht da. Verreist."

„Wie bitte?"

„Nicht da. Verreist."

„Hier spricht Miß Baker, Lilian Baker. Ich möchte Herrn Lambertz sprechen."

„Nicht da. Verreist."

„Aber —"

Ein leises Knacken im Apparat. Lilian sah verzweifelt auf die schwarze Muschel des Hörers. Sie rief ein paarmal. „Hallo, hallo" — aber es kam keine Antwort mehr. Diese Unterhaltung war für sie ebenso unverständlich wie für ihre Partnerin, die alte Meta. Lambertz' Dienstmädchen, die wohl ein paar Eingeborenendialekte beherrschte, aber kaum englisch verstand. Sie hatte zwar begriffen, daß man ihren wie vom Erdboden verschwundenen Herrn zu sprechen wünschte, und das des seligen Mr. Bakers Schwester am Apparat war, doch wenn sie auch soviel verstand, sie war nicht imstande auf Englisch zu antworten. Aber, geschult durch lange Jahre treuer Pflichterfüllung, setzte sie sich sofort mit dem Bureau und Herrn Schönlein in Verbindung, der seit zwei Tagen auch ihr unverständlich geworden war, und berichtete getreulich.

„Soll mir den Buckel 'runterrutschen", kam Schönleins Antwort. —

Zehn Minuten später wurde er von neuem am Apparat verlangt. Diesmal war es Lilian.

„Guten Morgen. Ich möchte gerne mit Herrn Lambertz verbunden werden."

„Leider unmöglich. Er ist nicht da."

„Bitte, wo kann ich ihn erreichen? Ich habe soeben bei ihm zu Hause angerufen, aber sein Dienstmädchen und ich konnten uns leider nicht verständigen."

„Ich fürchte, Sie werden ihn nicht erreichen können."

„Wieso?"

„Er ist verreist."

„Wohin?"

„Ziel leider unbekannt."

„Wann?"

„Das weiß ich leider nicht."

„Für wie lange?"

„Er hat nichts hinterlassen."

„Hören Sie, Mr. Schönlein, ich muß Lambertz sofort sprechen."

„Aber ich sage Ihnen doch, daß ich selbst nicht weiß, wo er ist."

Wiederum hängte Lilian verzweifelt ein. Sie lag in ihrem Zimmer auf dem Bett. Was war geschehen? Was konnte das bedeuten? Stand es in irgendeinem Zusammenhang mit Hubert und ihr? Wollte Schönlein nichts am Telephon sagen?

(Fortsetzung folgt.)

Johannes Schlaf.

(Zu seinem 75. Geburtstag am 21. Juni 1937.)

Von **Ludwig Bäte.**

Unter den bedeutenden Männern, die das fruchtbare Literaturjahr 1862 reifte, nimmt Johannes Schlaf eine besondere Stellung ein. Er war einmal bekannter als sie alle, wurde jahrzehntelang vergessen, wenn nicht absichtlich totgeschwiegen und geht heute ungehemmt einer vollen und ehrlichen Dauergeltung entgegen. Es gibt immerhin zu denken, wenn Männer wie Paul Ernst, Wilhelm von Scholz und der Literaturhistoriker Soergel seinen „Frühling" und den „Meister Oelze" als einzige Werke einschätzen, die den ganzen Naturalismus und seine folgende Zeit unbedingt überleben werden.

Johannes Schlaf hat es seinen Lesern keineswegs einfach gemacht. Er begann als „konsequenter Naturalist", schrieb mit Arno Holz die „Neuen Gleise", bis auf einige Einschiebsel allein „Die Familie Selicke" und ganz für sich das klassische Drama der Richtung, den „Meister Oelze". Doch hier ging er schon seinen eigenen Weg, der aus dem Umwelt- in das Charakterdrama zurücklenkte. Dann aber schickte er seinen von jedem Ismus unbeschwerten „Frühling" in die Welt, jene schönste deutsche Landschaftsdichtung nach Goethes „Werther", ein Werk, das Richard Dehmel „vor Tränen kaum zu Ende lesen konnte". Man begann in den Zirkeln der Unentwegten den Kopf zu schütteln, noch mehr, als Schlaf seine „Stillen Welten" dichtete, in denen er ganz Stiftersche Waldpfade, mit einem Hauch Eichendorff überweht, zu beschreiten schien. Man atmete erst auf, als er wieder zu experimentieren begann und seinen „unterirdischen Dialog" verfaßte. Einer nur sah klar, Peter Hille, der von einem „kosmischen Kranken" sprach. Denn tatsächlich ging es Schlaf um etwas anderes als die Ausdeutung herkömmlicher Themen: er suchte das Religiöse zu erfassen und mit einem neuen Sinn zu füllen, Faustens kleiner Bruder.

Mittlerweile hatte er sich ganz von Berlin zurückgezogen und war nach Weimar übergesiedelt, wo er sich auch von seinen Nervenkrisen erholte, an denen er jahrelang gelitten.

Schlaf sah hellsichtig die bewegende Not der Zeit. Auf der einen Seite stand das mächtig aufblühende Reich Wilhelms II. mit Industrie, Handel, Heer und Flotte, auf der anderen die innere Leere und Haltlosigkeit hochkommender Schichten. Er war nie ein sozialer Programmdichter; jede Manifestdichtung lag ihm gänzlich fern. Dabei fühlte er vielleicht heißer als die anderen die Bedrängnis; er wollte aber mehr als täglichen Hunger stillen, er wollte Seele, wollte Herz. Das ließ sich wie bisher nicht erreichen: „Die wichtigsten Dinge, nämlich die sittlichen Kämpfe, können nicht dargestellt werden durch zu starke Nähe bei der Natur." So brach er mit dem Naturalismus, in dem er für sich „lediglich eine technische Angelegenheit" gesehen hatte.

Vorab packt er in einer Anzahl weitschichtiger Romane das Großstadtproblem an. Der Rahmen des Prosakunstwerks wird gesprengt. Abhandlungen, Betrachtungen schieben sich ein. Er sieht eine neue Menschheit heraufdämmern, seelisch ungemein verfeinert, tief im Kosmischen eingewurzelt. Er gräbt sich in alte Kulturen ein, untersucht das Verhältnis Leonardos zu Gioconda, stellt Novalis und „das Dingchen" Sophie von Kühn in ein neues Licht, schreibt eindringliche Monographien über Verhaeren, Maeterlinck, den Krieg, unser westeuropäisches Schisma, übersetzt Verlaine und Whitmans „Grashalme", Zola und Pierre Broodcoorens, wendet sich gegen den Philosophen Nietzsche und schafft die Grundlagen zu einem weitgespannten philosophischen Buch „Das absolute Individuum und die Vollendung der Religion".

Seine Philosophie dringt immer nachhaltiger auch in seine Dichtung. Eine Zeitlang konnte es scheinen, als sei der Künstler am Gelehrten gestorben. Dann aber bricht das Ursprüngliche mit solcher Macht auf, daß er kaum dagegen zu schreiben vermag. Da sucht er in einem Buch „Ein Wildgatter schlag' ich hinter mir zu (Vaterländisches aus Dingsda)" einen Ausgleich zwischen den vaterländischen Trieben und der Welt, wie Richard Dehmel es in „Zwischen Volk und Menschheit" gewollt. Er aber geht in die Einsamkeit, in den Teutoburger Wald, erlebt die Stelle der cheruskischen Wälder, die Heide, das breitgelagerte niedersächsische Gehöft mit Eichwall und Pferdekopfzier, schaut in die uralten Dome Osnabrücks und erlebt den Zusammenhang von Scholle und Sippe, das große deutsche Grundgefühl, das sich langsam auf seine Pflicht besinnt. Festhalten und nichts vom Angeborenen aufgeben, den volksuneigenen Materialismus verlassen, allem Imperialismus abschwören und klar die deutsche Aufgabe erkennen, wird ihm Grundsatz. Deutschland ist allem Fremden bis zur Untugend nachgelaufen, es muß daraus lernen, um sich wiederzufinden.

Oder er beschwört aus orphischen Gründen faustisch nahe „Die Mutter", verliert sich in der „Nacht der Planeten", denkt immer wieder über „Deutschland" nach und singt „Das Gottlied" mit Klopstockschem Odenschwung. Stimmen aus Ekkehard, Mechthild und Suso mischen sich ein.

Johannes Schlaf wird dann auch Astronom, und wer bislang noch zu ihm gehalten, schüttelt erneut den Kopf. In jahrelangen mathematischen und mehr noch physikalischen Studien hat der Dichter das erforderliche Rüstzeug aufgebracht, so daß er mit einigem Recht seine geozentrische, also gegenkopernikanische Theorie vertreten mochte. Dabei denkt Schlaf denn keineswegs an eine Aufhebung der Keplerschen Gesetze oder der Newtonschen Gravitationslehre, sie haben ihre Bedeutung, und es ist Großes mit ihnen gewonnen worden. Dennoch läßt sich nach ihm die eigentümliche Sonnenfleckenerscheinung nicht mit der Heliozentrik vereinen, während sie geozentrisch sich löst. Für Schlaf ist diese geozentrische Feststellung Krone des Lebens, ähnlich wie Goethe morphologische und farbentheoretische Werke näher am Herzen lagen als alle künstlerischen Schöpfungen.

Das äußere Leben ist dem Dichter vieles schuldig geblieben, er hat um seine Aufgabe gelitten und gehungert wie keiner. Daß er dabei nicht zerbrach, sondern seine gütige, bescheidene Art immer mehr und immer reiner ausrundete, ist ein Zeichen, wie stark und innerlich gewiß er seiner Sache ist. Es gibt keinen Dichter der Gegenwart, der so viele Probleme mit so viel künstlerischer Kraft in sich bewegte wie er, keinen, in dem das Raabesche Ringen mit dem Riesen Gedanken sich so erschütternd offenbarte. Sich zu Johannes Schlaf bekehren heißt, dem urtümlich Deutschen mitten ins Herz schauen. Das neue Deutschland hat dies anerkannt, als es ihn im Jahre 1933 zum Mitglied der Dichterakademie ernannte.

Der Tambour wacht!

Jugenderinnerungen von **Nikolaus Schwarzkopf.**

Den Nachtwächter bekam ich selten zu Gesicht, weil er bei Tag zumeist schlief und ich in der Nacht da er umging, mich weder im Wirtshaus noch auf der Gasse herumtrieb. Er hieß der Tambour, weil er dereinst beim Militär dies gewesen. Er wohnte bis zu meinem fünften Jahr dicht neben uns im Erbseneck, weshalb ich auch heute noch ein so braver Mensch bin. Damals brannte sein Häuschen ab, und man kann sagen: anderen hat er Haus und Hof bewahrt, sich selber aber nicht; ich weiß noch, wie er mich, als sein Häuschen schon in Flammen stand, aus dem Bett riß und auf seinen Armen an den Flammen vorübertrug, denn unser Haus stand in Gefahr. Er legte mich in einem ferner stehenden Haus auf einen Strohsack, aber von dort aus sah ich noch die Flammen. Am Giebel kletterte ein alter Traubenstock empor, der bis auf einen Stumpf niederbrannte und dann von Lehm und Stein völlig verschüttet ward. Als mein Vater, der die Brandstätte kaufte, aufräumte, hackte er den Stumpf ab, aber im Frühling kam der Traubenstock wohlbehalten mit frischen Trieben wieder hervor. Der Tambour baute sich ein Haus ans Ende des Dorfes und brachte über den vier Fenstern Sprüche an: Der eine bedachts! Der andere machts! Der dritte verlachts! Aber was machts?

Der Nachtwächter ging gleich dem Polizeidiener mit einem Farrenschwanz bewaffnet in den Dienst, das ist der Schwanz eines Farren oder Stiers, einen halben Meter lang, an einem Ende in Knochen und verknorpeltes Fett verdickt, eine unheimliche Waffe. Der Farrenschwanz hing unsichtbar unter dem Mantel und deutete sich durch einen Wulst in den Mantelfalten kaum erkennlich an. In der einen Hand hielt der Nachtwächter die winzige Laterne, in der anderen das Horn, ein Kuhhorn. Das Dorf war des Abends völlig dunkel. Lichtbündel, die aus einem Fenster fielen, erhellten spärlich da und dort ein Viereck, aber wenn der Mond am Himmel stand, waren die geschwungenen Gassen mit den spitzen Giebeln

zauberisch schön. Er legte jeden Giebel herunter aufs Pflaster, und da auf vielen Dachnasen Männlein aus Ton saßen, lagen auch die auf dem Pflaster. Am Rand des Dorfes flackerten bald da, bald dort, die Flammen der Häfner, wenn die Häfner „brannten“, d. h. wenn sie in ihren Brennöfen Feuer hatten. Da züngelte das Holzfeuer aus den niedrigen Schornsteinen heraus und beflackerte Baum, Werkstatt und Holzreihe, aber bis ins Dorf hinein reichte der Schein nicht. Weil das Häfnerfeuer dreißig bis vierzig Stunden brennen muß, gab es keine Nacht, die das Dorf nicht von außen her irgendwie angehellt hätte.

Die Häfnerburschen, die da beim Feuer zu wachen hatten, machten dem Nachtwächtr viel zu schaffen. Sobald sie „aufgelegt“, d. h. etliche Arme voll ihres gespaltenen Holzes ins Schürloch eingeschoben hatten, konnten sie für eine halbe Stunde schlafen oder umherschweifen, und sie schweiften lieber umher. Sie trafen sich mit ihren Mädchen, sie belästigten ehrbare Witwen und ehrbare Frauen, sie kletterten an den Häusern empor, um in eine ehrbare Schlafstube zu schauen, sie stibitzten auf den Feldern einen dicken Kürbis, höhlten ihn aus, schnitten ein Gesicht in die Rinde und stellten ein Licht hinein, daß eine gräßliche Menschenfratze teuflisch hervorgrinste. Häfner wähnen sich gern dem Schöpfer verwandt, weil der liebe Gott die Menschen aus Häfnerton geknetet hat, und sie erlaubten sich, auf diese handwerkliche Verwandtschaft zu sündigen. Es gab auch Burschen, die begnügten sich nicht, bei jungen Mädchen die süßen Früchte zu stehlen, die liefen, wenn sie von dem verbotenen Apfelbaum genascht hatten, hinaus ins Feld und stahlen den Bauern die Äpfel.

Der Tambour war besonders scharf auf diese Näscher. Wenn er an einer der langen Reihen Brennholz vorüber kam, die da hinter den Werkstätten aufgesetzt waren, merkte er schon am Quaken der Frösche oder am Duft des Wiesenheus oder an einem funkelnden Stern, daß da hinterm Holz ein Pärchen sich aufhielt, und oft kannte er auch das Pärchen. Er brauchte da nur mit dm Farrenschwanz an das Holz zu rühren, und sogleich schwirrte auseinander, was zu früh beisammen war. Hinter dem Mädchen ging der Tambour sachte drein, und er wollte hören, wie die Haustür ins Schloß knackte, und wenn's noch so leise war! Sonntags war's besonders toll. Da trug die ganze Jugend ihre Minne umher, da war man fein gekleidet, da hatte man einen Schoppen getrunken, an den man nicht gewöhnt war. Da dufteten die Akazien heftiger, die Sterne funkelten heller, die Musikanten hockten irgendwo beisammen und spielten, im Verein wurde von Lieb und Leid gesungen. Da schlugen die Herzen höher. Sonntags gab's auch Händel hin und her, weil die Fässer rascher fließen, und weil dann die Wirtshäuser nicht leicht zu säubern sind. Aber um ein Uhr in der Nacht mußten die Wirtschaften geschlossen werden, und um zwei Uhr durfte niemand mehr auf der Gasse sein. Der Tambour trug eine Katze unterm Arm, wie es hieß, und er sah alles. Gar manches Brautpaar hab ich am Altar stehen sehen, das durchs Messer zusammenkam. Gar manchmal bin ich am Montag früh in die Kirche gegangen, und auf den blauen Pflastersteinen lag Blut. Und weil Pflastersteine die billigsten Geschosse sind, hatte mein Vater, der Pflasterer war, einmal eine ganze Woche lang zu tun, das Pflaster wiederherzustellen. Bei dieser Schlacht war kein Tambour zu sehen, kein Polizeidiener und kein Bürgermeister, denn gegen Pflastersteine kommt ein Farrenschwanz nicht auf.

Der Nachtwächter blies auch noch die Stunden aus. Da er gleich allen Urberachern mit Musik gesegnet war, ließ er in seine Hornstöße allerlei Geschnörkel einströmen, wie er's beim Kirchenlied gelernt, das damals noch nicht gereinigt war, und die Urberacher geheimnisten noch mancherlei dazu. Mein Lieschen braucht 'nen neuen Hut, Hut, Hut!, sang seine eintönige Weise und weil damals die Hüte noch lange Schleifen hatten, hielt er den letzten Ton unheimlich lang an, bis die Schleifen heruntergewachsen waren an die Absätze.

Süße Gifte rührten den Nachtwächter nicht. Süße Gifte rühren keinen ausgereiften wackeren Mann. Ein Fremder, der im Dorf weilte, die Häfnerei zu erlernen, ein Tunichtgut, der nebenbei ein Künstler war, formte einst aus Erde den gediegenen Kopf unseres Nachtwächters, und dieser Zeiljäger betörte den aufrechten Mann und machte ihn oft betrunken, obgleich ein dörflicher Polizeidiener damals, dem Monde gleich, nur alle vier Wochen einmal betrunken sein durfte. Der Bürgermeister lernte, wie man städtisch zecht, selbst der Lehrer ließ sich verführen, und nur der Pfarrer blieb standhaft. Ich sehe den guten Mann noch auf der Kanzel stehen und wettern und bitten und flehen und die Hölle heizen, umsonst: der Zeiljäger loderte, selber Hölle, durch die alten Gassen und trug seinen Brand von Haus zu Haus. Was solch ein räudiges Schaf, zumal, wenn es ein Künstler ist und also die Gabe der Verführung im Blut hat, unter einer getreuen Herde alles anrichten kann, das geht, wie man so sagt, auf keine Kuhhaut.

Der in sträflichem Übermut gezeugte Kopf des Tambour steht heute als Dachnase auf dem neuen Haus des Nachtwächters, und wer ihn sehen will, der komme einmal. Im Winter werfen die Buben mit Schneeballen nach ihm, aber er trotzt durch die Jahre jedem Angriff.

Ich freue mich, durch gefährliche Jahrzehnte hin meine Liebe zum Tambour bewahrt zu haben und zu aller geheiligten Ordnung. Er war der letzte Nachtwächter alten Schlags. Heute sind überall die Nächte heller geworden. Die Stunden werden nicht mehr ausgerufen, die Laterne schwebt nicht mehr durchs Dorf, der Farrenschwanz ist verschwunden und mit ihm die unmittelbar strafende Gerechtigkeit.

Nachtwächter hatten den hl. Florian als Schutzpatron, den Drachentöter, der mit hochgeschwungener Lanze bei Tag und Nacht über rauschendem Wasser des Marktbrunnens stand, der das Dorf vor Flammengefahr schützt. Vielerorts steht er noch, von einfacher Bauernhand geformt und bunt bemalt, oft auch von ausgeklügelter Künstlerhand: eine Wonne dem frommen Gemüt, eine Labsal dem, der um die Dinge besser weiß.

Abendregen.

Über der Bäume langsam dunkelndem Schweigen
Glimmt noch ein fahlgrauer Schein vom verdämmernden Tag.
Wohlig reckt sich der Wald mit verlangenden Zweigen
In den leise trommelnden Tropfenschlag.

Nun die erlösende Flut nach schmerzlichem Warten
Still und stetig das atmende Grün umspült,
Sind die Düfte aus dem blühenden Garten
Von des rieselnden Regens Herbheit gekühlt.

Zartes graues Gespinst aus wallender Feuchte
Steigt und neigt sich, schwebt und senkt sich so sacht.
Festlich glänzt der Rosen schimmernde Leuchte
Durch das samten geweitete Dunkel der Nacht.

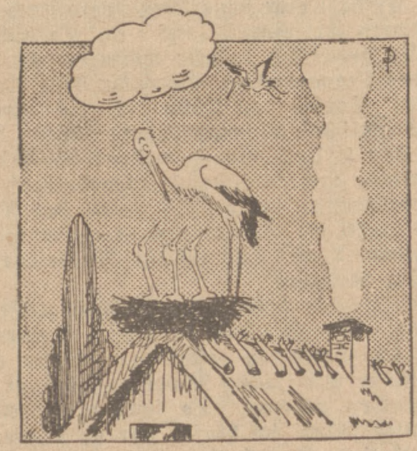
Karl Lerbs.



Lustige Ecke



Die naseweisen kleinen Störche.



„Ja, aber Mama, wer hat denn eigentlich uns gebracht?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.